

Zeitschrift: Mitteilungen des historischen Vereins des Kantons Schwyz

Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Schwyz

Band: 74 (1982)

Artikel: Othmar Schoeck und Brunnen

Autor: Wiget, Theophil F.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-165145>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Othmar Schoeck und Brunnen

Von Theophil F. Wiget

Othmar Schoeck und Brunnen, so lautet mein Beitrag zur heutigen Gedenkfeier zu Ehren des am 8. März 1957 in Zürich verstorbenen Komponisten*. Aber was hat denn Schoeck eigentlich mit Brunnen zu tun, als daß er hier geboren wurde und seine Mutter, Agathe Schoeck-Faßbind aus dem «Waldstätterhof» eine gebürtige Brunnerin war, während sein Vater, Alfred Schoeck, eigentlich recht wenig mit Brunnen oder besser, mit den Brunnern gemein hatte? Denn der Kunstmaler Schoeck war Baslerbürger – er lebte ein langes Leben von 90 Jahren, von 1841 bis 1931. Die Vorfahren stammen aus dem Bauerndorf Hoffenheim, zwischen Heidelberg und Heilbronn gelegen, wo in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts Hans Christoph Schoeck als Schulmeister wirkte. Stammvater ist Johann Samuel Wilhelm Schoeck (1776–1822), der in Hoffenheim so etwas wie das Amt eines Gemeindeschreibers versah.

Alfred Schoeck kam 1876 als Gast hier in den «Waldstätterhof» zu Fridolin Faßbind (dem Ersten, so muß man ihn nennen; denn es gab deren drei gleichen Namens in den hundert Jahren, da der «Waldstätterhof» im Besitz dieser Familie war). Seitdem blieb Alfred Schoeck in Brunnen «hängen», wie man so sagt, eben der schönen, gescheiten und geistreichen Tochter Agathe wegen.

Das mütterliche Erbteil, die Sippe der Faßbind, war sehr bedeutsam für die Beziehung der Schoeck zu Brunnen, denn die Erziehung der Schoeck-Buben lag in erster Linie bei der Mutter und bei der Großmutter Nanette Faßbind-Steinauer, welche auf den später berühmt gewordenen Künstler Othmar entscheidend wirkten. Ich sage mit Absicht noch nicht: des Musikers oder Komponisten Schoeck, denn noch war lange nicht entschieden, nach welcher Kunstrichtung sich der talentierte Othmar einmal wenden werde; denn er hätte ebenso gut Maler werden können, wie sein Vater, der allerdings musikalisch auch begabt war.

Das gemeinsame Leben der Eheleute Schoeck-Faßbind begann recht bescheiden im kleinen Haus hinter dem Grand Hotel – das Hotel stand damals noch nicht – das der Familie Benziger gehörte und später Villa Don Bosco genannt wurde. Es gibt ein Bild von Alfred Schoeck, worauf dieses idyllisch gelegene Domizil festgehalten wurde. Aber dieser Wohnsitz war nur der Anfang, denn in den Jahren 1882/83 ließ sich Alfred Schoeck vom Luzerner Architekten Johann Meyer, der auch den «Waldstätterhof» geplant hatte, die schöne, klassizistische Villa Ruhheim erbauen, hoch über dem Vierwaldstättersee, wo damals noch kein Hotel Drossel-Germania, später Metropol und heute Alpicana, die freie Sicht über die beiden Arme unseres schönen Vierländereises beeinträchtigte. Man konnte, so meinte Walter Schoeck, der Bruder Othmars, beispielsweise beim Mondschein den Urirotstock noch betrachten, ohne die Augen vor einem Hotelscheinwerfer abblenden zu müssen, und das Gehör wurde noch nicht durch so viele Geräusche des Verkehrs beleidigt.

* Ansprache an der Gedenkfeier zum 25. Todestag von Othmar Schoeck (1886–1957) im Hotel Waldstätterhof in Brunnen. Sonntag, 7. März 1982.

In diese herrliche Umwelt wurde als ältester der vier Buben Paul Schoeck anno 1882 geboren – er starb 1952 – uns allen noch wohlbekannt als Architekt gediegener und wohlproportionierter Wohn- und Geschäftshäuser und vor allem als Verfasser des in Schwyzermundart geschriebenen Schauspiels «Tell», das 1923 von der Freien Bühne Zürich uraufgeführt und dessen erster Akt von Brunner Spielleuten wiederholt in Szene gesetzt wurde. – Auf Paul folgten die Brüder Ralph (1884–1969) und Walter (1885–1953), dessen Sohn Georg der einzige männliche Nachkomme dieser Generation ist.

Als letzter kam dann Othmar am 1. September 1886 zur Welt und bildete mit den Brüdern ein unvergleichliches Kleeblatt. Es waren rechte Buben, wie man sie sich nur vorstellen kann.

Doch vorerst noch etwas über die Vorfahren mütterlicherseits. Da spielte die Großmutter Nanette Faßbind-Steinauer (1827–1917) eine wichtige Rolle; ihr war die Pflege der Familie, die sie «eine hohe Schule der Menschheit, das lebendige Herz der Gesellschaft» nannte, besonders angelegen. Da sie die Erziehung der Schoeck-Söhne mitbestimmt hat, sei hier eine Stelle aus dem Nachruf dieser seltenen Frau von ungewöhnlichen Eigenschaften zitiert: «...gegen die Kinder eine mit Milde gepaarte, nie versagende Autorität, die Forderung eines begründeten Gehorsams, die Anleitung zu einem offenen, geraden, natürlichen, jeder Künstelei und allen Umwegen abholenden Charakterfundament, dazu ein klarer Verstand, ein warmes Herz und ein religiöses Empfinden...» Darin mag wohl die Tatsache begründet sein, daß die Kinder und Enkel mit einer außerordentlichen Liebe und Anhänglichkeit immer und immer wieder zu ihr als starkem Mittelpunkt zurückkehrten. Nanette Faßbind verbrachte die letzten Jahre ihres langen Lebens im Hause Bazar Leuthold, das zum Familienbesitz der Faßbind gehörte, und dort waren die Schoeck-Buben denn auch häufig zu Gast. Viele Jahre später, im Winter 1944/45, entwarf Othmar Schoeck ein verklärtes, ja zärtliches Bild seiner Großmutter:

«Wie floß von deiner Lippe milde Güte!
Bei deinem Beten senkte sich der Glaube,
Einst friedespendend eine weiße Taube,
Hernieder auf mein kindliches Gemüte.

Was damals sanft in meinem Busen glühte,
Ward nun dem Geier der Vernunft zum Raube,
Und hingewelkt ist mir im Wüstenstaube
Des Lebens jede frische Jugendblüte.

Einst liebtest du mich, o laß dich bewegen,
Gib e i n m a l noch in stiller Abendstunde
Mir des Gebetes frommen Kindersegen!

Doch, ach! zu tief ist meines Herzens Wunde;
Das schöne Land der Kindheit zu entlegen,
Und du – liegst längst verscharrt im kühlen Grunde!»

„... ein kühler Grande.“
(Heinrich Leuthold)

Nanette Faßbind war auch die treibende Kraft, welche ihren Gatten Fridolin (1821–1893) bewog, den eher bescheidenen Gasthof zum «Rössli» mit Laden und Postamt an einen Verwandten zu verkaufen und den Bau des damals größten Hotels in Brunnen, eben des «Waldstätterhof», zu wagen. Im Volksmund

nannte man denn Frau Nanette Faßbind gar «Marschall vorwärts», was ja einiges über die Tatkraft dieser Frau aussagt! – Das «Rössli» galt zwar damals als einer der besten Gasthöfe im Land. Dort war immerhin König Ludwig II. von Bayern, der «Romantiker auf dem Königsthron», mit «seinem» Schauspieler Josef Kainz zu Gast, ferner der Genfer Maler Barthélémy Menn sowie der junge Alexandre Calame.

Das Ehepaar Faßbind-Steinauer hatte einen Sohn und drei Töchter, von denen Agathe sich 1876 mit Alfred Schoeck verheiratete. Das war nun aber keine leichte Sache! Man stelle sich vor: eine Tochter aus katholischem und gut bürgerlichem Hause heiratete einen Protestant und dazu noch einen Künstler! Es fehlte denn auch keineswegs an warnenden Stimmen von kirchlicher Seite, welche diese Vereinigung mißbilligte. Aber die aufgeschlossenen Faßbind nahmen diese Einwände nicht allzu sehr zu Herzen. Wenn auch der Herkunft und Erziehung nach katholisch, wandelte sich Agathe Schoeck-Faßbind im Laufe der Jahre an der Seite ihres Gatten zur guten, gläubigen Protestantin und wagte es gar, ihre Söhne in dieser Konfession erziehen zu lassen. Heute denkt man in solchen Belangen doch ökumenischer als vor hundert Jahren, da die Reformierten hierzulande noch als halbe Heiden galten.

Mama Schoeck (1855–1927) war eine dezidierte und couragierte Natur, betriebsam und tüchtig, unterstützt von ihrem trefflichen Hausgeist, der liebenswürdigen Frau Mathilde Suter, verheiratete Mühlberger. (Es war ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß durch deren Heirat mit Direktor Mühlberger wiederum Beziehungen zum ursprünglichen Herkunftsland der Schoeck, zu Heilbronn im Neckertal, hergestellt wurden). Mathilde Mühlberger-Suter entstammte einem Hause, das in musikalischer Hinsicht «belastet» war, denn ihr Vater war Musiklehrer am jungen Lehrerseminar, damals in Seewen. Er baute selber Geigen, von denen noch einige zu existieren scheinen. Die Schwester Mathildens, Anna Suter, war seinerzeit berühmte Kammersängerin am Stuttgarter Staatstheater und sollte einem tragischen Eifersuchtsdrama zum Opfer fallen.

Mama Schoeck rühmte man einen lebhaften Geist nach, voller origineller und witzig-spritziger Einfälle. Den Humor und ihre Freude am Wortspiel soll Othmar – und auch sein Bruder Ralph – von ihr geerbt haben. Als sie sich einst über ihre gar zu lebhafte Söhne beklagte, meinte ein Bekannter, der Kern sei bei den Buben aber doch ein guter. Worauf sie erwiderte: «Gewiß, aber ich muß mit der Schale leben!» Und als sie einmal gefragt wurde, ob Othmar denn nie eine «Flamme», also eine Liebschaft gehabt habe, meinte sie: «Doch, doch, eine ganze Feuersbrunst!» – Othmar hat seiner unvergleichlichen Mutter von Leipzig aus, wo er von 1907 auf 1908 bei Max Reger studierte ohne von Reger nennenswerte Einflüsse gewonnen zu haben – ein inniges Lied nach Eduard Mörike gesandt, op. 14, Nr. 1 (1907):

«An meine Mutter

Siehe, von allen den Liedern nicht eines gilt dir, o Mutter!
Dich zu preisen, o glaub's, bin ich zu arm und zu reich.
Ein noch ungesungenes Lied, ruhst du mir im Busen,
Keinem vernehmbar sonst, mich nur zu trösten bestimmt,
Wenn sich das Herz unmutig der Welt abwendet und einsam
Seines himmlischen Teils bleibenden Frieden bedenkt».

Ich sehe die stattliche Frau noch vor mir, angetan mit dem schwarzen Spitzen-schleier über dem üppigen weissen Haar, das im Alter noch schöne, kräftig geformte Gesicht, wie sie freundlich lächelnd durch Brunnens Gassen schritt.

Vater Schoeck hat die Plackereien des Alltags, die Erziehung seiner Söhne und die Führung des späteren Hotels Eden möglichst von sich fern gehalten. Er verstand sich mehr als Freund der Kinder, achtete ihre Persönlichkeit und ließ sie gewähren. Es lag ihm nicht, die gefürchtete Respektsperson zu spielen. Es machte ihm schon Mühe, die Autorität des Schulstundenplanes anzuerkennen. Wenn die Kinder zur Schule gehen sollten, bat er etwa: «Kinder, bleibt doch noch ein bisschen da!» Als die Mutter wieder einmal Mühe hatte, über ihre vier Buben Meister zu werden, wurde der Vater zu Hilfe gerufen mit der Bitte, doch ein Machtwort zu sprechen. Worauf Papa Schoeck in den jugendlichen Tumult hineinrief: «So sind jetzt doch emal still, d'Mamme isch jetzt halt emal eso!»

Othmar erzählte 1952 seinem Biographen Werner Vogel von seinem Vater:

«Es war nicht nur von dessen weltweiten Reisen nach Canada, Skandinavien, dem Balkan und nach Nord-Afrika die Rede, sondern vor allem auch von seiner Beziehung zur Kunst: Alfred Schoeck kam aus der Schule Didays und Calames und hatte sich besonders einen Namen mit seinen Nordlandschaften gemacht...Der Vater war aber auch ein vorzüglicher Sänger, seine Stimme ausgebildet. In Basel sang er sogar einmal öffentlich den 'Max' im 'Freischütz'. Er hätte ebensogut Sänger werden können, entschied sich dann aber für die Malerei... Nach dem Essen zogen sich Vater und Mutter oft ins Musikzimmer zurück. Man hörte sie dort singen. Der Vater liebte vor allem Schumann und Brahms. 'Die beiden Grenadiere' gehörten zu seinen Lieblingsliedern. Später wurde der Vater auch Wagner-Verehrer, nachdem er sich anfänglich gegen ihn gewehrt hatte. Er war übrigens oft in Wien und lernte dort vermutlich auch Johann Strauß kennen, wenigstens ist eine Photo mit seinem Autogramm vorhanden. Etwas vom ersten, was mir bewußt im Ohr erklangen ist, war das vom Vater gesungene Lied 'An den Abendstern'. Es machte mir mit seinen Trugschlüssen tiefen Eindruck. Ich habe den Vater nie nach Noten Klavier spielen sehen; er phantasierte gerne. Als Knabe improvisierte ich gelegentlich mit ihm vierhändige Walzer. Der Vater spielte stets 'unten' die Begleitung, während ich oben im Diskant die Melodie dazu erfand.» (Werner Vogel. Othmar Schoeck im Gespräch, p. 93 f.)

Hören wir noch, wie Hermann Hesse in seinem Beitrag zu Festgabe der Freunde von Othmar Schoeck zum 50. Geburtstag (1936) die Eltern beschreibt:

«Manche Male habe ich Freund Schoeck in seinem Elternhaus in Brunnen besucht oder bin von ihm dorthin mitgenommen worden. Da war sein Vater, ein heiterer alter Weiser, in seinem Atelier zurückgezogen lebend, ein stiller Künstler und ein Mann des Maßes und der Harmonie...Dann war da die Mutter Schoeck mit dem Falkenprofil und den leidenschaftlichen Augen, eine besorgte alte Frau, aber zu manchen Stunden war sie beschwingt und feurig. Mehr als einmal hat sie mich beiseite genommen und mich innig beschwörend, voll Liebe und voll Sorge, über ihren Sohn ausgefragt, was ich von ihm, von seiner Begabung und von seiner Zukunft halte, und ob er nicht gar zu leichtsinnig lebe, sie sei oft sehr in Sorge um ihn. Und dann hörte sie zu, wie ich ihn lobte oder verteidigte, fühlte, wie ich an ihn glaube, und begann in dem sorgenvollen Gesicht mehr und mehr zu strahlen.»(p.78)

Das also waren die Eltern Othmar Schoecks, der, wie erwähnt, am 1. des Herbstmonats im Balkonzimmer der Villa Ruhheim geboren und als erster Täufling durch Pfarrer Max Rohr getauft wurde. Der Hausarzt Dr. Josef Schelbert, der Vorgänger und Erbauer des Hauses von Dr. Julius Eberle sel., meinte, als er den Säugling sah: «Was für ne Mölli», will sagen, was für ein Dickerchen. Othmar muß ein herziger Bub gewesen sein, mit hellen, blauen Augen, Vaters Erbteil. Jedermann mochte ihn gern, und man verwöhnte ihn auch in den Geschäften von Brunnen. Als er beim Bäcker Janser wohl ausnahmsweise einmal keine Zältli erhalten hatte, sagte er leise zur Kindsmagd: «Aeni Böhndli det obe han i halt scho gäre!»

Die prächtige Terrasse vor dem Hause Ruhheim mit der Semiramisstatue, der parkartige Garten mit der fast südländischen Vegetation, der chinesische Pavillon und der Springbrunnen, in dessen Schale man an heißen Tagen baden durfte, boten den Kindern ein einzigartiges «Eden» (und «Eden» nannten die Eltern ja auch das 1890 an die Villa angebaute Hotel). Zu diesem Hotel führt die «Olympstraße», die ihren, der griechischen Sagenwelt entnommenen Namen natürlich auch von Papa Schoeck erhalten hat.

Kein Wunder also, wenn sich oben auf dem Gütsch auch Freunde aus dem Dorf einfanden: Werner Schelbert, der Sohn des Hausarztes, Walter Rohr, der Sohn des Pfarrers und die beiden Brüder Josef und Albert Auf der Maur aus der nahen Pension «Gütsch». Da wurde Kasperle gespielt und es wurden Tauffeste inszeniert. Der chinesische Pavillon – meine Tante Maria Heß hat eine reizende Zeichnung davon angefertigt, ehe er abgebrochen wurde – diente als Theaterbühne. Man malte die Kulissen selber, mit Sonnen- und Mondaufgängen, wie es sich gehörte. Zum Indianerspiel durften die Buben das Zelt benützen, das der Vater aus Canada heimgebracht hatte. Es wurden Spiele nach dem Bubenverzauberer Karl May inszeniert. Othmar mußte die Squaw sein, weil er so rundlich war. Und als sie einmal während dreier Tage im Mütetschi unter dem Axenstein hausten, mußte er bei Tagesanbruch bei einem Bauern Milch holen. Das war Romantik nach Othmars Sinn! – Es existierte übrigens eine frühe Oper nach Karl May, «Der Schatz im Silbersee», zu der Walter Schoeck den Text, Othmar die Musik schrieb.

Aber auch der See und das Muota-Delta übten ihre Anziehungskraft aus. Der Schiffsverkehr faszinierte die Buben. Besonders beeindruckt wurde Othmar durch das Hornen des Trajektschiffes, das damals Eisenbahnwagen von Flüelen nach Luzern beförderte. Der langgezogene Hornstoß tönte in seiner Erinnerung fort und widerhallte in einem späten Lied, im «Waldsee», op. 57, Nr. 20.

Bis sie zur Schule mußten, blieben die Schoeck-Buben mit ihren Vettern, Basen und Freunden meist oben auf dem Gütsch. Unten im Dorf sah man sie eher selten, etwa an der Chilbi, wenn Buden und «Rytschuele» auf dem Sagiplatz standen. Ja, das war eine gesegnete Jugendzeit, und Othmar sah dies auch früh ein, als er treuherzig zu seiner Mutter sagte: «Der Herrgott hat es doch recht gut mit uns gemeint, als er uns ein Klavier und ein so schönes Haus geschenkt hat!»

Aber dann kam, wie für jedermann, die Crux des täglichen Schulbesuches. In der ersten und zweiten Klasse, in welcher Schwester Marzella unterrichtete – sie soll eine sehr begabte Pädagogin gewesen sein – ging alles noch in Minne, obwohl Othmar oft zu spät und verstrublet zur Schule kam. Der Dritt- und Viertklasslehrer, der

als Hauslehrer auch die Hausaufgaben der Schoeck-Buben überwachen mußte, war besonders streng im Rechnen. Das war der erste Schatten auf Othmars Schulzeit, denn Rechnen liebte er nun einmal nicht.

Eine öffentliche Sekundarschule gab es um die Jahrhundertwende in Brunnen noch nicht. Sie wurde von der Gotthardbahn-Gesellschaft gestiftet, die hier die Lagerhäuser unterhielt und an der Ausbildung der Kinder ihrer Angestellten interessiert war. An dieser Schule wirkten zwei Lehrkräfte, Herr Christen und Herr Braining, ein Elsäßer, beide musikliebend und musikalisch. Othmars Stärke waren Singen und Zeichnen. Besonders im letzteren Fach brillierte er. Für einzelne Aufsätze, wie z.B. «Unser Schulhaus» oder «An der Muota» durfte er für die ganze Klasse Bilder liefern. Der Lehrer erlaubte ihm, während der verhaßten Rechenstunde im Freien zu zeichnen. Die Rechenaufgaben schrieb er etwa seiner Base Elisabeth Faßbind ab mit der Bemerkung: «Me cha's ja, aber es isch eifacher!» – Noch werden im Elternhaus ein halbes Dutzend Zeichenbüchlein aufbewahrt, welche die Buben, die alle vier zeichnerisch begabt waren, gemeinsam benützten. Othmar steuerte ausgezeichnete Bildnisse von Vater und Mutter bei, auch ein Selbstbildnis, ferner Zeichnungen von Mozart und Beethoven, die er nach Kunstdrucken angefertigt hatte.

Wir sehen: die künstlerische Arbeit des Vaters reizte die Söhne zur Nachahmung, was dieser selbst förderte. Noch war nicht entschieden, ob Othmar in Vaters Sphäre bleiben oder sich der Musik zuwenden werde. «Die musikalische Seite seines Talentes», erzählte Bruder Walter, «kam vorerst weniger zur Geltung... Immerhin, Anfänge waren da. Er erinnert sich, wie er als kleiner Bub irgendwo in einem versteckten Raum wohl eine halbe Stunde lang immer wieder mit aller Gewalt einen Deckel zuschlug, und Othmar mußte herausbekommen, welcher Natur das Geräusch war... Othmars rhythmisches Gefühl fiel auf, wenn er trommelte. Das Trommeln hatte er von seinem Vater gelernt, der sich als Basler ja darauf verstand. Othmar liebte das Trommeln und führte auf Schulausflügen den Zug an. In seinen «Trommelschlägen» für gemischten Chor und großes Orchester – er verwendete deren sechs – kam ihm die Übung dieser Kunst wohl zustatten.

Im Alter von sieben oder acht Jahren bekam Schoeck den ersten Musikunterricht. Sein Klavierlehrer war Musikdirektor Krieg aus dem Kollegium Schwyz. Da Professor Krieg jedoch Platzangst hatte, mußte er den Unterricht in Brunnen aufgeben. An seine Stelle trat Fräulein Angele, die Tochter des Musikdirektors aus Alt-dorf. Sie war ausgebildete Pianistin und erteilte die Klavierstunden ein Mal wöchentlich entweder hier im «Waldstätterhof» oder oben in der Villa «Ruhheim». Zur Unterrichtsliteratur gehörten neben der Klavierschule von Lebert & Stark auch die Etüden von Czerny und Clementi. Man mußte die Finger wie Hämmchen krümmen und ab und zu mit einem Geldstück auf dem Handrücken spielen. Othmar übte gar nicht gern. Frl. Angele tadelte ihn deshalb immer wieder und mahnte: «Du mußt halt üben, Othmar, sonst lernst du deiner Lebtage nie Klavierspielen!» Des Übens überdrüssig, erklärte er dann voller Überzeugung: «Wenn ich's dann einmal so gut kann wie die Mamma, dann höre ich aber ganz sicher auf!» Schoeck lobte später seine Klavierlehrerin. Bei ihr habe er doch eigentlich spielen gelernt, außerdem habe sie einen guten musikalischen Geschmack bewiesen.

Das Dienstmädchen mußte Othmar beim Üben überwachen. Es hieß ihn Stücke und Lieder in andere Tonarten transponieren. Das tat er mit Freuden und vollbrachte es ohne Schwierigkeiten. Und hierin zeigte sich zunächst auch seine musi-

kalische Begabung, denn Transponieren fällt ja vielen Klavierspielern, nicht nur Amateuren, schwer.

Unter den langjährigen Hotelgästen des «Waldstätterhof» war auch der Herausgeber der Musikzeitschrift «Signal», der deutsche Verleger Berthold Senff. Er pflegte zu Weihnachten ein Paket Musikalien zu schicken, meist Luxusausgaben. Unter diesen Sendungen befanden sich u.a. das Märchenspiel «Die sieben Geißlein» von Humperdinck und das Melodrama «Die Christnachtglocken zu Amras», Singspiele, welche die Mutter mit den Kindern den Winter über einübt. Zum 70. Geburtstag der Großmutter Nanette Faßbind, 1897, führten die Schoeck-Buben und ihre Cousinen «Die sieben Geißlein» im «Waldstätterhof» auf. Othmar führte die Lieder an, seine Stimme überklang alle. Anlässlich eines Wohltätigkeitskonzertes hier im «Waldstätterhof» trug der elfjährige Othmar mit großem Erfolg Schumanns «Grenadiere» vor. Der Vater hatte ihn zu diesem Anlaß in eine Ulanenuniform gesteckt und malte ihn dann in Grenadierhaltung.

Ein anderes musikalisches Erlebnis war der erste Besuch im Zürcher Stadttheater. Die Großmutter führte Othmar zum ersten Mal in die Oper; man gab Donizettis «Regimentstochter». Am selben Abend, offenbar an einem Sonntag, durfte der Knabe in Begleitung der Eltern noch dem «Fidelio» beiwohnen. Von Beethovens Musik war er viel stärker beeindruckt; er konnte die Melodien behalten und sang sie zuhause vor.

Wenn sich die Eltern Schoeck auf große Reisen begaben – sie blieben bisweilen ein ganzes Jahr fort – gaben sie die Söhne zu Verwandten nach Ober-Arth. Da wurde dann mit den Cousins auch vierhändig gespielt, besonders die Beethoven-Symphonien.

Um die Jahrhundertwende, Frühjahr 1900 – übersiedelten die Schoeck-Söhne nach Zürich, um die dortigen Schulen zu besuchen. Die betagte Großmutter zog mit den Jungen in die Stadt, und damit endet eigentlich die Jugendzeit Othmars in Brunnen. Doch hat er später immer wieder ins Vaterhaus zu Eltern und Brüdern heimgefunden. Man traf sich abends im Restaurant, zuerst am runden Tisch im «Rütli», später im «Rössli-Stubli» bei Mutter Steidinger. Dort, im Kreise von Paul, Ralph und Walter, zusammen mit Dr. Hermann Stieger und etwa Josef Bisa, traf ich in den 40er Jahren auch ab und zu mit Othmar zusammen. Wenn er sich über etwas begeisterte – sei es ein musikalisches oder literarisches Thema, besonders über die Dichter der Romantik – dann konnte es vorkommen, daß ein heller Strahl durch seine blauen Augen fuhr, ein Leuchten, wie ich es vorher und nachher nie mehr an einem Menschen gesehen habe. Ich war der Jüngste im Kreise und daher noch recht befangen um diese großen Geister und hörte mehr auf deren Gespräche – oft heftige Auseinandersetzungen politischer Natur! – als daß ich mich selbst an den Diskussionen beteiligte. Es herrschte auch oft recht gedrückte Stimmung, denn damals war leider Krieg um uns, und wer konnte wissen, ob nicht auch wir mit hineingerissen würden. Die sensiblen Naturen, wie sie Othmar und vor allem Paul Schoeck eigen waren, litten unter den schrecklichen Nachrichten, die von den Kriegsschauplätzen zu uns gelangten. Zudem hatte Othmar hart zu kämpfen, denn seine Werke wurden im Dritten Reich arg vernachlässigt, während die Schweiz doch ein etwas karger Boden für seine weitgespannten kompositorischen Arbeiten war. Denn seine bedeutendsten Opern, «Penthesilea» (1927), «Massimilla Doni» (1937), sowie die dramatische Kantate «Vom Fischer un syner Fru» (1930) wurden einst an der Sächsischen Staatsoper

Dresden uraufgeführt, während das Stadttheater Zürich «Erwin und Elmire» (nach Goethe) (1916), die komische Oper «Don Ranudo» (1919) und die «Venus» (nach Merimée) als Uraufführungen brachte.

Von den rund 400 Liedern – und als Meister des Liedes wird Othmar Schoeck in der Nachfolge von Schubert, Schumann, Brahms und Hugo Wolf weiterleben – sind die meisten zu Zyklen zusammengefaßt, wie etwa in der Elegie» (op. 56, 1922/23) nach Gedichten von Lenau und Eichendorff, dem «Wandsbecker Liederbuch» (op. 52) nach Gedichten von Matthias Claudius (1956/57) «Unter Sternen» (op. 54) nach Gottfried Keller (1941–1945), «Das stille Leuchten» (op. 60) nach Conrad Ferdinand Meyer, «Das holde Bescheiden» (op. 62) nach Mörike, und «Lebendig begraben» (op. 40) nach Gottfried Keller. Diese Liederzyklen wurden meist in der Schweiz uraufgeführt.

Die heute zu Gehör gebrachten Chorlieder sind, mit Ausnahme des «Zimmerspruch» – Frühwerke unseres Meisters und für Laien noch sangbar. Das eine und andere Lied dürfte hier in Brunnen entstanden sein, wie auch die Einlage, eine Uraufführung, das kürzlich aufgefondene Lied «Schlaf ein, lieb Kind» (nach Sudermann) das um 1900 entstanden sein dürfte, als Othmar noch zu Hause weilte. Daß er oben ins Grüt-Häuschen sich ein Klavier hinaufstellen ließ und dort an einer Oper arbeitete, ist sicher.

Ingenbohl-Brunnen ehrte Othmar Schoeck durch die Verleihung des Ehrenbürgerrechts, und Dr. Hermann Stieger (1902–64) war Mitbegründer der «Othmar Schoeck-Gesellschaft» und eifriger Propagandist für das Schoeck'sche Schaffen, sowohl in seiner Radio-Chronik für die Innerschweiz, als auch durch die Ausstellung «Die Künstlerfamilie Schoeck» 1962 im Kunstmuseum Luzern. Bildhauer Josef Bisa schuf 1958/59 das Schoeck-Denkmal «Ergriffensein» nach einem Motiv aus der Oper «Venus», das seither den Bristenquai ziert.

Hören wir zum Schluß die Verse, welche Hermann Stieger für Othmar Schoeck verfaßte und aus Anlaß des Schoeck-Konzertes vom 6. Mai 1934 hier im «Waldstätterhof» durch Rösli Bösch vortragen ließ:

Im Lanzig, wenn's dur d'Bletter ziehd,
tönt usem Grüt äs prächtigs Lied.
Sind's d'Amsle oder isch's dr Föhn?
Mier wüssid eis nur: äs isch schön.
Othmar, i dyner Melody
isch ännes Grütlied Götti gsi.
Sie ruuscht as we dr Wind im Baum,
verzellt vom schönae Buebetraum
im Gütsch, im Müetetschi, im Grüt,
im Wasi...schöner nützti nüd.
D'Maipfyffe ghört me suuberlacht
und we's bim Föhn dur d'Escht us chracht.
Jetzt tunnderet's und brummlet's brütsch;
es ziehd äs Wätter übere Gütsch.
Gli druf juuzt eine hinderem Hag;
's isch wieder heiterhell am Tag.
So gspürt i dyner Melody
ä jede Brunner d'Heimet dry.

Quellenangabe: Werner Vogel, Othmar Schoeck in Selbstzeugnissen und Zeitgenossenberichten. (Zürich, Atlantisverlag 1976). Ferner eigene Notizen des Verfassers.

